



Hochschulen geschieht, befürchte ich, daß Leitbilder im besten Fall inneruniversitäre Selbstverständigung bewirken – das wäre ja etwas –, im schlechteren Fall bei den Politikern überhöhte Erwartungen wecken, aber ansonsten verlorene Liebesmüh sind. Immerhin wäre die akademische Selbstverständigung möglicherweise ein guter Anlaß dafür, einmal die Beweislast der Reformfähigkeit umzukehren: Nach jahrelangen quälenden Vorhaltungen von seiten des Staates, der Medien und der Wirtschaftskapitäne sind die Hochschulen endlich in Gang gekommen – und ich habe den Eindruck, daß die staatliche Wissenschaftsverwaltung und der Beamtenkloß im Hals der Zukunftsrufe alles daransetzen, daß die Hochschulen ihre Reformen doch nur in höchst verdünnter Form umsetzen können. Da mag ein Leitbild als rhetorische Brechstange nutzen, es mag auch wichtige Begriffe besetzen.

Unlängst ist die Universität Hamburg im Rahmen des großen, von der Volkswagen-Stiftung geförderten Leitungs-Projekts mit einem Leitbild an die Öffentlichkeit getreten. Dieser Katalog des Wahren, Guten und Schönen ist das Ergebnis eines Kompromisses in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung. Die Zyniker werden das Papier wegen seiner Allgemeinheit verspotten, die politischen Köpfe in der Universität hätten sich sehr viel präzisere Profile gewünscht.

Leitbilder sind en vogue. Der Segen der Orientierungslosigkeit (Clemont) scheint doch nicht so groß zu sein, und schließlich dienen diese Visionen ja auch einem erneuten Bedürfnis nach Legitimation und öffentlicher Rechtfertigung, aber sie haben auch ihre Tücken. Ein Leitbild ist die abgeschwächte Form der Präambeln zu Verfassungen und Satzungen, die untrennbar mit der republikanischen Haltung verbunden sind. Das will heißen, daß die Menschen, die sich ein Leitbild und damit Regeln geben, auch bereit sind, sich unabhängig von ihren individuellen Interessen an dessen Vorgaben zu halten. Der gute Wille allein reicht dazu aber nicht aus. Meine grimmige Feststellung zur gegenwärtigen Leitbilddiskussion ist, daß

die Institutionen und Partizipationsformen, die dazugehören, jedenfalls in der akademischen Selbstverwaltung, in der jetzigen Form der Gruppenuniversität, in der freischwebenden Verantwortungslosigkeit des von der Öffentlichkeit geräumten Raumes der Universität nicht zu finden sind. Die institutionalisierten Stillhalteabkommen, die fälschlich als Mitbestimmung bezeichnet werden, verleihen niemandem die Autorität, die Aufträge des Leitbildes konkret, nachhaltig und überprüfbar umzusetzen. Ich kann die Studierenden gut verstehen, wenn sie besonders skeptisch sind, da bislang fast alle verschärften Leistungsvorgaben ihnen allein zugemutet werden sollen. Aber zugleich bestehen gerade die studentischen Vertreter auf einer Beibehaltung der vordemokratischen, ständischen Struktur der Gelehrtenanstalten. Ich bin, weiß Gott, niemand, der der Ökonomisierung der Hochschule das Wort redet. Leitbilder taugen auch nicht zur Organisation von Wirtschaftsbetrieben. Sie sind aber auch für staatliche Anstalten ungeeignet. Nur öffentliche Unternehmen mit den entsprechenden Unternehmensspielräumen vertragen verbindliche, mittelfristige Visionen. Und über die sollten wir uns streiten.

Claus Koch

Ein Publikum, das diesen Namen verdiente, haben die Wissenschaften nicht

Brauchen die Wissenschaftler ein Publikum? Brauchen sie eine Öffentlichkeit der Nicht-Experten, die ihre Ziele begreifen, ihre Leistungen beurteilen und sie aus einem Verständnis der Sache heraus kritisieren kann? Eine Öffentlichkeit also, die kompetent Ansprüche stellen und Verbindlichkeiten herstellen kann? Denn ohne Kritik, Anspruch und Verbindlichkeit gibt es kein Publikum, allenfalls eine neugierige, doch bald zerstreute und unzuverlässige Zuhörerschaft. Viel mehr ist es nicht, was der geistige Zwischenhandel, der gehobene Wissenschaftsjournalismus, verschaffen kann. Es sind Prothesen, die man nicht verachten kann, aber doch Ersatz zu beliebiger Benutzung.

Ein Publikum, das diesen Namen verdiente, haben heute die Wissenschaften nicht. Leiden sie darunter? Und wenn nicht, sollten sie darunter leiden? Das hieße, daß ihr Nicht-Leiden eine Mangelercheinung wäre, die nicht nur ihnen selber schadete, sondern auch ihrer Mitwelt, für deren Vorankommen sie arbeiten, die sie aber nicht zum Publikum formen können. Die Wissenschaften, die durch ihre Leistungen und ihre Macht triumphieren wie selten zuvor, müssen sich inmitten einer Zeitgenossenschaft bewegen, die zumeist in Obskuranz zurückbleibt. An dieser Obskuranz ändert nichts, daß der wissenschaftliche Fortschritt von der Mehrheit, die kein Publikum ist, geglaubt wird.

Als im vergangenen Jahr in der Schweiz eine gesetzliche Regelung für Verbote und Zulassungen grüner Gentechnik zur Volksabstimmung anstand und sich eine bedrohliche Ablehnungsfront aufrichtete, gingen Biologen und Chemiker aus ihren Labors »auf die Straße«. Sie versuchten in zahlreichen öffentlichen Diskussionen, den Wahlbürgern die Ungefährlichkeit und die Nützlichkeit ihrer Technologie verständlich zu machen, nicht zuletzt den Nutzen für die nationale Wirtschaft. Das trug offensichtlich dazu bei, ihrer Sache zum Abstimmungserfolg zu verhelfen.

Die in eigener Person auftretenden wissenschaftlichen Arbeiter wirkten jedenfalls überzeugend, zumal sie keiner Frage auswichen. Jedoch, gewannen sie damit auch ein Publikum? Also eine beständige Öffentlichkeit, die von nun an den Weg und die Finalitäten dieser Technologie kompetent würde begleiten können? Daran darf man zweifeln. Denn der Überzeugungssieg wurde auf populistische Weise errungen. Nützlichkeit und Sicherheit waren die obsiegenden Argumente, von Erkenntnisfortschritt und neuem Verständnis der Natur war kaum die Rede. Das hätte vermutlich auch gestört. Die Frage, ob aus diesem Versuch, für die Taten der Wissenschaft eine Öffentlichkeit zu schaffen, irgendwelche Schlüsse zu ziehen wären, wurde gar nicht mehr gestellt. Die beruhigten Bürger stimmten vernünftig ab – und verliefen sich dann wieder.

Es ist bei weitem nicht die Mehrheit der heute arbeitenden Wissenschaftler, die vom Fehlen eines Publikums beunruhigt wäre, ja es überhaupt bemerkte. Ihnen ist es sogar recht, wenn sie nicht belästigt werden. Öffentlichkeit erleben viele von ihnen nur in der Form des Protestes und der Beängstigung, eben vor allem als Nicht-Publikum, nämlich zu aufgeregt, um kompetent zu sein. Es ist immer nur eine Minderheit, die sich um den Mangel eines Publikums sorgt. Und es bedarf auch einer bestimmten Prominenz, um die Frage stellen zu dürfen. Zumeist sind es eminente Vertreter ihres Faches, Repräsentanten der Wissenschaften und ihrer Organisationen, die aus dem umgrenzten Bezirk ihrer Berufsarbeit heraustreten und schon von Amts wegen mit seiner Geltung befaßt sind.

Zum anderen sind es häufig Lehrende an den Universitäten, die Begründungen für Rolle und Geltung ihrer Wissenschaft liefern müssen, sich auch Skrupel über deren Sinn leisten dürfen und damit die Frage nach dem Publikum ins Visier bekommen. Nicht zuletzt deswegen, weil sie ständig ihren Rang verteidigen müssen – vor



einem nur halbkompetenten Publikum der Nicht-Experten, aus denen schließlich das Corpus der Lehranstalt besteht. Der Streit der Fakultäten in seiner modernisierten Form ist ein hartes Geschäft geworden, die Selbstverständlichkeiten der Korporation, des Berufsstandes sind keine hinreichende Stütze mehr. Allenfalls an den Universitäten lebt noch eine Ahnung davon, daß es mit der Frage nach dem Publikum um die Chance der Wissenschaften geht, auch Aufklärung zu sein.

Die Legionen der normalen Wissenschaftler können sich der Frage nach dem Publikum jedoch nicht stellen, weil sie die Praxis ihres Berufes davor abschirmt. Die Wissenschaften, zumal die hier vor allem gemeinten Naturwissenschaften, sind ein komplexes, reichhaltiges und dynamisches System, das sich wie kein anderes durch stabile Institutionen befestigt weiß. Dieses System bietet vielerlei Erfüllungen für vielerlei Strebungen, es darf sich selbst genug sein und braucht keine gesellschaftliche Außenwelt, da es sich seiner Strukturlogik immer schon gewiß ist. Dadurch sind die Wissenschaften hoch privilegiert gegenüber anderen Expertenwelten, etwa denen der Ärzte oder der Rechtswahrer, die, in dichter Osmose mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit, in fließenden Grenzen sich behaupten müssen. Sie trifft die Ungewißheit über ihr Publikum oft am Lebensnerv. Sie brauchen, was den Wissenschaften zumeist gleichgültig sein kann: Legitimität, die immer neu errungen und bestätigt werden muß.

Die Wissenschaften müssen auf ein Publikum schon insofern wenig Rücksicht nehmen, als sie es nicht kennen, von ihm nichts zu wissen brauchen. Sie sind in ihrer Arbeitsorganisation den aktuellen Bedingungen der Gesellschaft weitgehend entrückt, müssen es auch sein. Selbst ein Verfassungsrichter dagegen, der sich vor allem mit den Normen der Rechtsordnung zu beschäftigen hat, lebt mitten im gesellschaftlichen Wandel, in den sozialen Konflikten seiner Zeit und muß in ihnen sein Urteil und seine soziale Rolle bewähren. Auch er muß rechtfertigen, was er tut, so abgehoben er auch arbeiten darf. Und er verfügt über den Vorteil, der den Wissenschaften von vornherein gesichert ist.

Sie genießen nämlich, auch wenn ihre Konsequenzen und technischen Endprodukte oft beklagt werden, weil sie neue Unsicherheit hervorrufen, die prinzipielle Vermutung, im Auftrag des Fortschritts tätig zu sein. Und Fortschritt ist nun einmal die Basis-Religion unserer

Zivilisation, erst recht, seit sie weitgehend vom amerikanischen Geist geprägt wird. Daran ändern auch mancherlei Anzweiflungen durch fundamentalistische Strömungen in den Mittelschichten wenig. Diese Kritik ist vor allem in den Intelligenzberufen, insbesondere in den Lehrberufen, die ihrer sozialen Rolle ungewiß geworden sind, während der letzten Jahrzehnte aufgeblüht und hat das Großmanagement der Wissenschaften und mit ihnen der Wirtschaft irritiert. Diese ihrerseits haben häufig den Zweifel am technischen Fortschritt und an der wissenschaftlichen Rationalität allzu ernst genommen und zu rhetorischen Kampfbzwecken geradezu dämonisiert. Doch das war im Grunde überflüssig.

Denn an der Selbstsicherheit der in ihrer Methode ruhenden Wissenschaften bricht sich über kurz oder lang jede fundamentalistische Wissenschafts- und Technikkritik. Auch der technikkritische Feminismus und der grüne Neo-Rousseauismus fügen sich schließlich der wissenschaftlichen Rationalität und ihren heutigen Organisationsformen. Die einen richten sich kritische Genderforschung ein, die anderen organisieren kritische Greenpeace-Projekte, um ihren Protest aufrechterhalten zu können.

Am stärksten erweist sich am Ende immer wieder der empirisch bewehrte Fortschrittsfatalismus, den die meisten Wissenschaftler als ein positiv tragendes Element empfinden. Denn wem die Idee des immerwährenden und daher notwendigen Fortschritts nicht unter der moralischen Haut sitzt, der kann und wird kein Wissenschaftler werden. Grundsätzlichen Zweifel am Sinn des Fortschritts darf er nicht hegen, sonst wird er arbeitsunfähig. Eben dies ist Fatalismus, Schicksalsgläubigkeit zu nennen. Darin besteht die Macht der Wissenschaft. Solange ihre Selbstkontrolle nach Maßgabe ihrer Methode funktioniert, dürfen die Wissenschaftler konstruieren, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es ein Publikum gibt, das sie begreift, von ihnen mitgerissen und aufgeklärt wird.

Auch wenn nicht wenige Wissenschaftler dann und wann Skrupel über die Folgen ihres Tuns bekommen, sie können dabei doch nie so weit gehen, daß sie den Sinn ihres Fachs und den Sinn ihrer Methode prinzipiell in Frage stellen. Auch Sinnfragen kann der Wissenschaftler nur im goldenen Käfig wissenschaftlicher Zweckvernunft ausleben und denken. Er kann die Grenzen der organisierten Wissenschaftlichkeit auch dann nicht verlassen, wenn er fatale Folgen ahnt oder voraussieht. Es versagt ihm seine Sprache, er verliert den Respekt der Berufs-

genossen und damit seine wichtigste Zuhörerschaft. Es nützt ihm dann wenig, wenn er am äußeren Rand, in der Laienwelt, begeisterte Anhänger findet.

Damit, daß die große Mehrheit der Wissenschaftler auf ein Publikum und sein kompetentes Interesse verzichten kann, ist die Frage jedoch nicht abgetan. Sie ist mehr als nur eine bildungsbürgerliche Reminiszenz, die Sehnsucht zurück nach einem Zustand bürgerlicher Geltung, da der Wissenschaftler in der Bildungswelt aufgehoben war. Das ist übrigens noch nicht lange her. Wenn heute der Wissenschaftler seine Lebenssicherheit und seine Aspirationen fast nur in seiner besonderen Expertenwelt pflegen kann, lebte er noch vor einem halben Jahrhundert auch von seiner Anerkennung als gebildeter und weltorientierter Bürger, eben auch als Nicht-nur-Experte. Damit ist es vorbei, die heutigen Wissenschaftler stellen auch keine entsprechenden Geltungsansprüche mehr. Kaum noch jemand hat die Vorstellung, ein Wissenschaftler sei aufgrund seiner Ausbildung, seines Berufs und seiner Stellung ein gebildeter Mensch – und die meisten sind es wohl auch nicht. Das gilt nicht nur für den Chemiker und den Ökonom, sondern auch für den Germanisten und den Historiker. Über Bildung und damit die Fähigkeit, die eigene Profession universalistisch, also zugleich von der Wurzel wie von außen her zu begreifen, verfügen die Bewohner der Expertenwelten nur im Ausnahmefall. Schon insofern gleitet die Frage, ob die Wissenschaften ein Publikum brauchen, leicht an ihnen ab.

Geschwächt wird die Wissenschaft auch durch die Banalisierung der Entdeckung und damit des schöpferischen Moments für den Wissenschaftler. Welche Entdeckung der Wissenschaften, und es gibt deren nach wie vor zahlreiche, wird noch mit Ergriffenheit, gar Schauer aufgenommen. Nur ältere Wissenschaftler erinnern sich daran, daß das Neuentdeckte als Enthüllung eines Unerkennlichen empfunden wurde, als mit der wissenschaftlichen Tat Licht in ein bis dahin herrschendes Dunkel gebracht wurde. Für eine breitere Öffentlichkeit war das vielleicht zum letztenmal mit der Entdeckung der Doppelhelix der Fall. Wer das begriff, konnte wohl so etwas wie einen heiligen Schauer empfinden. Heute kann keine Entdeckung mehr als Umsturz einer herrschenden Gewißheit auftreten, die neues Licht bringt. Immer schon in technischer Gestalt an die Öffentlichkeit gebracht, ist alles Neue eingebettet in die Routine des ständigen Fortschritts. Wann kommt noch Unerwartetes, wie es einst den interessierten, gebildeten Laien bewegen konnte?

Die Banalisierung des Neuen zum Fortschritt und damit zu einer schon erwarteten Selbstverständlichkeit entzaubert schließlich die Wissenschaftler – auch für sich selber.

Die Gründe für die Banalisierung der Wissenschaften zu einer Fortschrittsmaschinerie, die nur eines positiven Fatalismus der Entwicklung bedarf, eines Publikums daher entbehren kann, liegen zum großen Teil außerhalb ihres Handlungsbereichs. Sie liegen in der unvermeidlichen Drift einer Zivilisation, deren lautester Name heute Globalisierung heißt. Sie zieht alle Lebenssphären an sich und schwächt, auch wenn sie die Institutionen oft kaum verändert, deren jeweilige Autonomien. Nicht anders geht es den Künsten, die, nunmehr zur Kultur verpackt, vor den Finanzausschüssen demütig ihre Umwegrentabilität ausweisen und sich nach den Identitätsprofilen strecken müssen. Noch vor wenigen Jahrzehnten hatten sie sich autonom fühlen dürfen. Was in den Künsten noch immer als Unterwerfung empfunden wird, fällt in den Wissenschaften weniger auf. In ihrer Rationalität war das ökonomische Element ebenso wie der Drang nach Vereinheitlichung immer mitgegeben. Als Max Weber vor 80 Jahren die sozialen Bedingungen für die Banalisierung aufzeigte und sie zum Teil an der Arbeitsorganisation der Wissenschaften demonstrierte, fand er dafür in den Naturwissenschaften selber nur wenige Zuhörer. Auf den Festveranstaltungen der repräsentierten Wissenschaften scheint es, als habe sich daran bis heute nicht viel geändert.

Auch dort freilich, wo den Wissenschaften relative Selbstbestimmung als ein notwendiges Privileg für ihre Produktivität gewährt ist, tun viele das Ihre, um ihre Banalisierung zu befördern und ein potentielles Publikum abzuschrecken. Nur einer Minderheit von Wissenschaftlern gelingt es heute, für ihre Strategien zur Eroberung neuen Wissens andere als utilitaristische Begründungen anzugeben, auch wenn diese in der eigenen Arbeit, für ihren Neugiertrieb und ihr Metier keine Rolle spielen. Warum jemand Wissenschaft betreibt, warum er sich zu dieser oder jener Konstruktionsart des Wirklichen hingezogen fühlt, das entzieht sich nach wie vor ökonomischem Kalkül. Nur wenn es über den Kreis der Experten öffentlich erklärt werden soll, werden sofort die ebenso unangenehmen wie notwendigen Früchte des Fortschritts, die Nützlichkeit und die Sicherheit, die Risikoverminderung hochgehalten. Das ist nicht einfach einem unvermeidlichen Opportunismus zu verdanken, um Geldgeber günstig zu stimmen, sondern eine spezifische Unfähigkeit: Es fehlt die Aus-



druckschaft für jegliche universalistische Begründung, die ökonomische Vernunft erweist sich immer wieder als der stärkste Wortgeber.

Selbstaufklärung der Wissenschaften

Was Wunder, daß eine Wissenschaft, die gegenüber der Öffentlichkeit keine andere Sprache findet, kein Publikum bilden kann. Respekt kann sie nur für den Experten erwarten, nicht für den Wissenschaftler. Gewiß kann in kapitalistischen Gesellschaften, in denen jegliche Expertengemeinschaft als Interessengruppe eingeordnet wird, auch die organisierte Wissenschaft dieser Grundvermutung nicht entkommen. Aber wenigstens in Westeuropa lebt noch die Erinnerung daran, daß gegen diese Vermutung immer auch eine Geltung stand, die auf das prinzipielle Desinteresse des arbeitenden Wissenschaftlers gesetzt war. Das gilt, wenngleich abgeschwächt, auch heute noch – nur, die öffentlich auftretenden Wissenschaften verhalten sich nicht so. Es ist wie ein Defekt ihres Selbstbewußtseins. Sie meinen, zuwenig zu gelten, wenn sie sich nicht in ihrer Nützlichkeit und ihrer Fortschrittlichkeit bestätigen können.

Daß die Wissenschaften heute von vornherein als Interessengruppe gleichrangig mit anderen Interessengruppen gesehen werden, verdankt sich u. a. auch ihrer derzeit wichtigsten Repräsentantin und zivilisatorischen Leitwissenschaft, der Biologie. Als um die Jahrhundertmitte die Frage nach dem Publikum und damit nach der Verantwortung und der Ethik der Wissenschaften aufkam, waren es zuerst die theoretischen Physiker, die sie formulierten. Die politischen und moralischen Konflikte um das ›Manhattan-Projekt‹ und seine Folgen – konzentriert im ›Fall Oppenheimer‹ – waren der herausragende Anlaß. Es ging um die Formen äußerster Gewalt, um den Fortbestand der Zivilisation. Es ging gewissermaßen um die ›letzten Dinge‹ – wie auch in der theoretischen Physik. Wenn darin auch, sehr bald erkennbar, die Interessen der Rüstungsindustrie und der Industrial military complex eine zentrale Rolle spielten: den Wissenschaftlern selber, auch einem Edward Teller, unterstellte niemand, daß sie als Interessengruppe in diesem Konflikt auftraten. Es

galt, das gebot schon der unvergleichbare Rang der Physik, das prinzipielle Desinteresse der Beteiligten. Anders wäre die Radikalität des Streits nicht möglich gewesen – was freilich auch seine Abstraktheit für die Öffentlichkeiten in sich schloß. Auch wurden alle übrigen Wissenschaften nicht mit diesem Konflikt identifiziert.

Damit, daß heute die Biologie gewissermaßen die Rolle der Physik als der zivilisationsprägenden Wissenschaft übernommen hat, ist die prinzipielle Distanz – und auch die Autonomie – aller Wissenschaften zu Gesellschaft und Ökonomie verschwunden. Die Biologie hat nicht nur die Scheidung zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung aufgehoben, sie ist auch die zugleich kapitalistische wie revolutionäre Wissenschaft par excellence. Die Biotechnologie ist die Basistechnologie des nächsten ökonomischen Großzyklus. Dafür sind schon alle Weichen gestellt. Wenn die holzschnittartige Formel erlaubt ist: Die erste und vorrangige Güterproduktion ist die Lebensproduktion, in der Nachfrage und Angebot kurzgeschlossen sind. Es wird, wenigstens im Prinzip, nichts mehr zum Forschungsproblem, was jenseits der Nachfrage und damit eines immer auch ökonomischen Interesses liegt. Und wenn man das heute repräsentative Personal der Biowissenschaften betrachtet: Weit liegen die Zeiten zurück, da die Gentlemen der Physik, die ja auch keine Unternehmer sein konnten wie viele der heutigen Genom-Kapitäne, für die Geltung der Wissenschaften insgesamt einstanden.

Die industrialisierte Telematik als ökonomische wie zivilisatorische Basis-Technologie war zumindest das mächtigste Vehikel, um den für die bürgerliche Gesellschaft entscheidenden Gegensatz aufzuheben: den Gegensatz von Öffentlichkeit und Privatheit – ohne den sich ein Publikum nicht denken läßt. Die Kommunikationstechniken waren gewiß nicht die einzige Kraft, die dies bewirkt haben, ebenso entscheidend ist die globalisierte Ökonomie. Mit der Biotechnologie wird ein weiterer Schritt eröffnet, der auf völlige Individualisierung der Lebensbestimmungen gerichtet ist und somit die meisten Institutionen bedroht, vor allem die bereits stark geschwächte Institution Öffentlichkeit/Privatheit. Abzulesen auf fast groteske Weise

Weit liegen die Zeiten zurück, da die Gentlemen der Physik, die ja auch keine Unternehmer sein konnten wie viele der heutigen Genom-Kapitäne, für die Geltung der Wissenschaften insgesamt einstanden.

ist das an der Verlegenheit der unzähligen bioethischen Organisationsversuche, die alle zur Institution nicht mehr werden können. Gerade am Ethik-Betrieb zeigt sich das Verschwinden der inneren wie der äußeren Autorität der Wissenschaften, denen sich denn auch kein Publikum mehr gegenüberstellen läßt.

In den Biowissenschaften, die zugleich Biotechnologie sind, kehren sich wie in keiner anderen Wissenschaft die totalitären Züge einer Gesellschaft hervor, die sich in ihren Institutionen nicht mehr zusammenfassen und zusammenhalten kann. Das heißt auch, daß es nicht die Wissenschaft/Technik als solche ist, die notwendig in den totalitären Bann führt. Enthielte sie nicht auch eine aufklärerische oder emanzipierende Potenz, wäre sie nicht so interessant für wissenschaftliche Geister. Ja, sie ist gewissermaßen der wissenschaftliche Geist selber in seiner derzeitigen historischen Form. Die Entwicklung der Ökonomie, der gesellschaftlichen Institutionen und der Biowissenschaft folgen einem gemeinsamen Telos, sie verschränken ihre Zwecke, wie dies bei keiner anderen Wissenschaft der Fall ist. Daher ist auch das Angstgespenst der ›Instrumentalisierung‹, das der Biowissenschaft anhaftet, sinnlos. Diese Wissenschaft/Technologie ist, wie seinerzeit die Physik, ganz auf der Höhe der Zeit. Es gibt nämlich nichts mehr zu instrumentalisieren, und die Biowissenschaft demonstriert nur am schonungslosesten, daß es keine unkonstruierte Welt gibt. Die totalitäre Tendenz, die dieser Wissenschaft/Technologie als dem dominierenden Kulturparadigma innewohnt, kann sich freilich um so leichter durchsetzen, desto weniger die Wissenschaftler selber fähig sind, sich und ihre Profession zu verwissenschaftlichen. Was heißt, daß sie sich dem Fortschrittspositivismus entgegenzustellen haben, der heute wieder besonders die biologistischen Neigungen der westlichen Gesellschaften antreibt. Biologistisch wie selten zuvor sind heute die Selbsterklärungen der Ökonomen als der wortführenden Elite, die den Fortschrittsprozeß zu leiten beansprucht. Und die Denkmuster, mit denen die ideologischen Leitstellen die Notwendigkeiten der Globalisierung begründen, sind näher an denen des ›Dritten Reiches‹ als an Adam Smith. Das kann Biologen

als Wissenschaftler nicht unberührt lassen. Könnten die Biowissenschaftler heute solche Aufklärung selber betreiben, würden sie auch das Publikum schaffen, das den Wissenschaftlern nützt.

Ihre eigene Verwissenschaftlichung, dahin führt die These, ist den Wissenschaften prinzipiell möglich. Sie hat nur noch nicht stattgefunden. Aber anders als unter dieser Finalität lassen sich die Wissenschaften nicht denken, man wäre sonst gezwungen, auf ihren Untergang zu spekulieren. Jedenfalls sollte es den Wissenschaften möglich sein, ihre Existenzbedingungen und ihr zivilisatorisches Telos zu reflektieren, zu begreifen. Das ist gewiß sehr anstrengend, zumal die allermeisten Wissenschaftler als Forscher, Lehrer und Organisatoren unter Bedingungen eingespannt sind, die zunächst eben jenen Fortschrittsfatalismus fordern und Selbstreflexion abwehren.

Die Wissenschaftsorganisation verlangt heute den guten Experten, nicht den Wissenschaftler. Gleichwohl, um diese These fortzuführen und zu vereinfachen: Auch Wissenschaftler können gebildete Leute sein, und zwar – das ist gewiß nicht leicht – Gebildete aus ihrer und in ihrer Profession. Schwierig ist das schon insofern, als die meisten Wissenschaftler von keiner sozialen Gewißheit ihrer Rolle getragen werden, wie dies noch vor wenigen Jahrzehnten der Fall war. Aber nach wie vor genießen Wissenschaftler gegenüber anderen Expertenwelten ein Privileg der möglichen Selbstaufklärung. Sie können sich und ihre Tätigkeit aufgrund ihrer bestimmten Schulung besser als andere beobachten und erklären, wenn sie nur wollen. Wer, wenn nicht sie, wäre geeignet, den Fortschritt als eine Ideologie bloßzustellen. Wenn die Philosophen es tun, hört ihnen niemand zu.

Nur einer Minderheit von Wissenschaftlern gelingt es heute, für ihre Strategien zur Eroberung neuen Wissens andere als utilitaristische Begründungen anzugeben.